

ANIKA SUCK

WAS
DANACH
KOMMT



KREMAJR & SCHERIAU

ANIKA SUCK
WAS DANACH KOMMT

ROMAN

KREMAJR & SCHERIAU

© Kremayr & Scheriau 2025
Bitte beachten Sie die Sperrfrist bis 29. Juli 2025!

In an isolated system,
entropy can only increase

The 2nd Law: Isolated System – Muse (2012)

Erstvernehmung

Ich weiß ja nicht. Aber die Beamten scheinen überfordert. Sie stehen beieinander wie Schüler, die ihre Gruppenarbeit verschissen haben. Jetzt müssen sie vielleicht die Klasse wiederholen. Einer von ihnen wischt sich immer wieder mit dem Ärmel über Augen und Nase.

Hoffentlich sind sie nicht überfordert. Hoffentlich wissen sie ganz genau, was zu tun ist. Hoffentlich brauchen sie mich nur anzuschauen – und das tun sie sehr eindringlich, wenn auch nie lang – um zu wissen, was passiert ist.

Sie wissen, wer in den Krankenwagen gelegt wurde. Ich habe nichts gesehen. Ich würde sie gerne fragen, wie mir geschieht.

Für das, was nach dem Ruck passiert ist, fehlen Wörter im Satz. Ich weiß nicht, wo ich den Korrekturstift ansetzen soll. Ich erinnere mich daran, dass ich am Steuer saß. Ich war spät dran für die Arbeit, danach nichts. Jetzt kann ich ausgesprochen schlecht atmen.

Unfassbares Unglück direkt vor Kindergarten passiert

Die Polizei, die Rettung und ich – um uns herum ein Absperrband. Ich habe gleichzeitig das Gefühl, dass man mich hier nicht haben will, dass man mich aber auch nicht gehen lassen kann. Auf gar keinen Fall sollte ich von hier weg – oder bleiben.

Man legt mir keine Handschellen an, aber man weist mich in ein Polizeiauto ein wie in eine Anstalt. Ich bin jetzt das Problem von jemand anderem.

Brief I

Heute Morgen, beim Frühstück, habe ich mir in die Hand geschnitten. Bis zu diesem Moment habe ich keine Sekunde daran gedacht, Ihnen zu schreiben. Ich habe nicht die Möglichkeiten abgewogen, welche Antwort ich von Ihnen erhalten könnte – oder ob Sie mir überhaupt antworten würden. Doch gut, das ist auch nicht der Sinn eines Briefs. Hätte ich eine Antwort gewollt, ich hätte angerufen. Doch die Antwort wird wohl nicht nötig sein. Jetzt, wo ich angefangen habe, darüber nachzudenken, fallen mir natürlich alle möglichen Dinge ein, die Sie mir schreiben könnten. Ich hoffe inständig, dass Sie es nicht tun.

Also der Schnitt. Ich habe ein Kipferl mit einem kleinen Brotmesser zerteilt und mir dabei selbst einen etwa fünf Zentimeter langen Schnitt in die Hand verpasst. Es hat nach einer Schrecksekunde fürchterlich wehgetan, und ich schwöre Ihnen, ich sah mir dabei selbst wie von außen zu. Als würde mein Körper auf der Bühne sitzen, aber ich selbst im Rang.

Der Schnitt hat nur kurz geblutet, aber er will sich einfach nicht ganz schließen. Den Abwasch zu machen ist eine Qual. Das Händewaschen, ja sogar ein Glas mit der verletzten Hand zuzuschrauben, ist kaum auszuhalten. Jeder unbedachte Griff, jedes Öffnen der Hand reißt den Schnitt wieder auf. Auch jetzt brennt es, wenn ich die Hand auf dem Tisch ablege. Der Schmerz holt mich in meinen Körper zurück, wenn ich mir wieder mal von außen zusehe. Mit ihm spüre ich auch die Wunde, die Sie mir zugefügt haben.

Ich hoffe, dass Sie auch etwas davongetragen haben, das Sie für immer daran erinnert, was Sie getan haben.

Ich weiß, diese Zeilen wirken, als würde ich mir doch eine Antwort von Ihnen herbeisehnen. Aber wie bereits gesagt,

habe ich nicht angerufen. Schreiben Sie mir nicht zurück. Ich kann mir gut vorstellen, wie ich reagieren würde, wenn ich einen Brief von der Mörderin meines Kindes zusammen mit den Rechnungen im Postkasten finden würde. Es brennt, und ich wünschte, Sie würden es auch tun. Ich stelle mir vor, dass diese Gefühle auf Gegenseitigkeit beruhen. Es ist unschön geworden im Gericht. Wir sind unschön geworden, Sie waren unschön anzusehen von Beginn an. Ich wünsche mir, mir vorstellen zu können, dass wir beide vorher einmal schön waren. Doch das fällt schwer. Schreiben Sie mir bloß nicht. Bleiben wir beim Sie.

Gutachten, Teil I

Fast alle Veränderungen siechen langsam ins Leben. Jede Zigarette kostet dich zehn Minuten deiner Lebenszeit. Eine einzelne Zigarette kostet dich gar nichts. Eine Zahnspange braucht Jahre, um deine Zähne in die richtigen Bahnen zu lenken. Wurzeln, Bast, Borke, Äste, Zweige, Blätter. Aber irgendwann steht dann da ein ganzer Baum. Andere Veränderungen sind wie eine Explosion.

Als es mir passiert ist – ich meine passiert im Sinne von: Mir ist der Einkaufswagen davongerollt, einen Hügel hinter, er nahm Fahrt auf, krachte in einen Tanklastler, der explodierte und die halbe Stadt in Brand setzte –, in diesem Moment konnte ich nur zuschauen. Als mein vermeintliches Nichtstun eine Katastrophe herbeiführte.

Ich hielt mich nirgends fest. Ich saß nur da, die Augenlider bis an die Ränder geöffnet, und sah zu. Ich sah mich aus weiter Ferne, mit dem Feldstecher. Ich ließ ihn fallen, als hätte ich mich daran verbrannt. Der Tragegurt wurde von meinem starren Genick aufgefangen. Was soll man auch tun, wenn einem etwas passiert, das man nur aus Filmen kennt.

Wenn man ein Gebäude betritt, mit dem man nicht vertraut ist, sollte man immer zuerst den Notausgang suchen, für alle Fälle. Das grüne Schild mit dem rennenden Mann. Doch meine Wohnung hat keinen Notausgang, die Türen gehen alle nach innen auf.

Ich rauche oft im Bett, für eine kleine Herausforderung. Daran hätte ich schon oft sterben können, wenn man den Sicherheitsspezialisten glaubt. Anscheinend braucht es zum Sterben aber das Moment des Zufalls. Wie, wenn man jemanden schwängert. Der Zufall, an dem ich träge hänge, war an diesem Tag nicht auf meiner Seite.

Gregor vermietet mir seit vier Jahren das größte der drei Zimmer seiner Wohnung. Es sei einmal das Wohnzim-

mer gewesen, hatte er bei der Besichtigung gesagt. Ich fragte nicht danach, die zwei Zimmer zu sehen, die er bezieht. Die Wohnung gehört seinem Vater. Ich glaube, dass Gregors Vater die Möbel einfach dort gelassen hatte und Gregor keinen Grund sah, sein Taschengeld für neue auszugeben. In der Stadt hatte ich bisher nur in einem Studentenwohnheim gelebt – ein so großes Zimmer, auch noch mit den schönen Altbaufenstern, kam mir unheimlich luxuriös vor.

Das Haus hat einen Keller, in dem die einzelnen Abteile alle aufgebrochene Schlösser haben. Niemand lässt sie je reparieren, denn die Hausverwaltung ist nicht zu erreichen und auf eigene Kosten können sich die Menschen hier gerade einmal einen brummenden Heizlüfter leisten, der die Zentralheizung kaum ersetzen kann, und sonst schon gar nichts Wertvolles, das man im Keller aufbewahren müsste, weil die Wohnung vor lauter Schätzen aus allen Nähten platzt. Es gibt einen Dachboden, hinter dessen Tür sich ein staubiges Dachgeschoss verbirgt, das Raum für mindestens eine ganze Wohnung hergeben würde. Dort stehen vereinzelte, ranzige Möbelstücke oder Teile davon. Eine Stehlampe mit zerbrochenem Glasschirm. Ein Sofa ohne Sitzpolster. Ich legte meine Schuhe, mit denen ich nach dem Unfall in mein eigenes Erbrochenes getreten war, dorthin, in der Hoffnung, dass das Haus sie verschlucken würde.

Manche Fenster dieses Hauses sind permanent mit Gardinen verriegelt. Es gibt keinen Aufzug, nur ein Stiegenhaus, in dem man schnell aneinander vorbeiverschwinden kann.

Von außen ist das Haus nur eines von tausenden ergrauten, klotzförmigen Wohnhäusern mit unruhiger Taubendekoration auf Fensterbrettern, Regenrinnen und Schindeln. Man lässt es in der Kartei der Gemeinde langsam dahinsterben. Als wäre es hierher gekrochen, in diesen Innenhof, um zu krepieren. So gesehen sind wir, die hier

wohnen, Nutznießer, Pilze und Ameisen auf einem toten Baum.

Vom schäbigen Äußeren des Gebäudes sowie vom schäbigen Inneren ist hinter unserer Tür nichts mehr zu sehen. Das Stiegenhaus mit bröckelndem Putz und Streifspuren der über die Stufen gewuchteten Fahrräder hinter sich lassend, tritt man in einen kaum beleuchteten Flur mit Parkettboden. Neben der einsamen Fußmatte liegen Gregors Turnschuhe und dieses eine Paar braune Lederschuhe. Allesamt sehen sie so aus, als hätte er sie vor wenigen Sekunden ausgezogen, als hätten sie sich noch ein Stück mit ihm mitbewegt.

Meine Jacken hängen an einer Garderobenleiste in meinem Zimmer. Die Schuhe ziehe ich für gewöhnlich im Flur aus, trage sie durch die Küche in das Wohnzimmer – mein Zimmer – und stelle sie dann auf das Gitter unterhalb der Kleiderstange.

Die Küche, das war mir bei der Besichtigung zuerst aufgefallen, war weder schmutzig, noch benutzt. Es gab keine Flecken auf den portugiesischen Fliesen, keine Brösel, die man nur sah, wenn man die Smeg-Kühlschrantür öffnete und nach unten schaute. Es gab kein schimmelndes Obst in einer Schale, kein sich stapelndes Geschirr auf der Theke oberhalb des Geschirrspülers, keine eingebrannten Tomatensaucenflecken oder Salzkrusten von übergelaufenem Nudelwasser auf den Herdplatten. Keine Magnete am Kühlschrank, keine Restaurantflyer oder aufgerissenen Briefumschläge.

Mit der Zeit gewöhnte ich mich daran, dass jeden Abend ein Essenslieferant klingelt, Gregor ihn ins Haus lässt und, ohne ein Wort zu sagen, wieder die Tür schließt. Ich erwarte jeden zweiten Tag ein Müllsackerl vor der Haustür, durch dessen hellgrünes Plastik man Knödel aus Staniolpapier, Styroporverpackungen und Getränkedosen erkennen kann.

Als ich den Müllsack das erste Mal sah, nahm ich ihn mit nach unten und warf ihn, ohne einen zweiten Gedanken daran zu verschwenden, in die Restmülltonne im Innenhof. Das war ein Fehler.

Ich hatte höflich sein wollen, nicht eine von diesen Mitbewohnerinnen, die Dreck sieht und ihn einfach liegen lässt. Ich wollte zumindest versuchen, hier tatsächlich zu wohnen, aber ohne dabei Gregor in seinem Wohnen zu stören. Ein Wohnzustand, den ich nie vollständig greifen konnte. Gregor schien hier nicht zu leben, sondern nur das leere Zimmer zu beziehen wie in einem Hotel. Ich zog in die angrenzende Suite.

Als ich zwei Tage später erneut einen grünen, vollen Müllsack vor der Tür sah, nahm ich ihn wieder mit. Und zwei Tage später wieder. Und wieder. Ich dachte, ich wäre einfach zuvorkommend und Gregor wäre faul.

Nach einigen Wochen, in denen ich kaum zehn Sätze mit meinem Mitbewohner gewechselt hatte, da wir uns nie über den Weg zu laufen schienen, kam ich von der Arbeit nach Hause und wurde von Gregor begrüßt. Er lehnte im Türrahmen seines Zimmers, als hätte er auf mich gewartet.

◁Hallo.

◁Hi! Alles gut?

◁Ich weiß ja nicht, was du damit bezwecken willst.

Nichts begreifend hob ich meine Hand, in der ich ein Einkaufssackerl hielt. Hauptsächlich Cornflakes.

◁Warum bringst du meinen Müll weg?

Meine Wangen fühlten sich heiß und kalt an. Ich ließ meine Einkäufe wieder sinken, rückte den Träger meiner Handtasche, der um meine Schulter lag, gerade.

◁Na ja, wenn ich eh schon runtergehe ...

◁Ich mach das schon.

◁Ich wollte nur höflich sein.

◁Wenn es dir hier nicht passt, kannst du ja eine Putzkraft anstellen.

Da ging mir der Knopf auf.

«Nein ... nein, es passt schon.

Das schien ihn zu beruhigen. Oder nicht mehr zu interessieren. Er trat einen Schritt zurück und machte Anstalten, die Tür zu schließen.

«Gut.

Er schaute auf meine Schuhe, die sich auch nach den zwei Schritten, die ich ins Vorzimmer getreten war, noch an meinen Füßen befanden, und ließ die Tür ins Schloss fallen. Ich legte meine Tasche und den Einkauf auf dem Boden ab, schälte meine verschwitzten Füße aus den Sneakern, hob alles wieder auf und trug es in mein Zimmer.

Als zwei Tage später wieder ein Müllsack vor der Wohnungstür stand und einen leicht säuerlichen Geruch verströmte, trug ich ihn nach unten und warf ihn in die Restmülltonne, wobei ich den Sack so energisch aufhob, dass er erschrocken raschelte, und den Deckel der Mülltonne achtlos zuwarf, sodass der Knall von den Hauswänden im Innenhof zurückgeworfen wurde. Zwei Tage später tat ich es wieder. Und wieder. Und wieder. Und wir redeten nie wieder darüber.

Hätte man mich gefragt, ich hätte nicht in diesem Haus wohnen wollen. Aber ich fand diese Wohnung, ich brauchte eine Wohnung, ich nahm sie. Eine WG, klein und ungemütlich genug, um die Silvesterparty nicht veranstalten zu müssen, aber aufgrund der Nähe zur U-Bahn, die einen in wenigen Minuten an den grünen Stadtrand oder zum Bahnhof und damit potenziell ganz, ganz weit wegbringt, teuer genug, um nicht unendlich viel Gehalt am Ende des Monats übrig zu haben und sich unweigerlich fragen zu müssen, ob man sein Leben denn auch gut verbringen würde, wenn man zu viel Geld am Konto hätte und keine Pläne, etwas damit anzustellen. Was mir heute am besten an dieser Wohnung gefällt, ist, dass sie eine gute

Distanz zwischen mich und meinen Arbeitsplatz bringt. Nicht ums Eck, sondern eine vierzigminütige Autofahrt und ein ganzes Fall-Out-Boy-Album entfernt.

Ich hatte mir die Arbeit mit Kindern schön vorgestellt, sogar erfüllend, da ich als Jugendliche oft für ein bisschen Taschengeld auf die Nachbarskinder aufgepasst hatte. Wir machten gemeinsam Hausaufgaben, sahen fern, brieten Palatschinken. Die Arbeit als Pädagogin, dachte ich mir, würde nicht viel anders aussehen, außerdem würde ich auf einen sicheren Arbeitsplatz zählen können. Dass meine Vorstellungen nur zur Hälfte der Wirklichkeit entsprachen, hätte ich ja nicht wissen können. Meine Mutter hatte auch nichts dagegen einzuwenden gehabt, damit war die Sache entschieden gewesen. Wenn man sagt, dass man Kindergärtnerin werden möchte, fragt niemand nach.

Dass es ein Knochenjob ist, der an die Substanz geht, hätte ich mir nie im Leben vorstellen können. Meine Morgenroutine vor der Arbeit bestand darin, mir einen Panzer anzulegen. Ich saß immer noch ein paar Minuten am Parkplatz und starrte so lange in den Rückspiegel, bis meine Augen anfangen zu tränen und mir die Sicht verschwamm. Mein verzerrtes Spiegelbild passte viel besser an diesen Ort als ich. Im Kindergarten gab es kaum Platz für mich, für mein Herz. Kind zu sein ist brutal.

Kinder erinnern sich zwar später nicht mehr so genau daran, wie es war, aber wir sehen jeden Rotz, der den Tränen vorangeht, jedes Nasenbluten, jeden Schubser der anderen Kinder, der nur knapp an einer Kollision zwischen Tischkante und Genick vorbeiführt. Wir hören jeden kontrollierenden, bissigen Kommentar der Eltern. Kinder stecken so etwas einfach weg, verinnerlichen die Kritik, weinen dann, wenn sie beim Mandala über den Strich malen.

Bei der Hinfahrt wappnete ich mich für das Geschrei, das Geheule, die vorwurfsvollen Fragen der Eltern, die wü-

tend waren, weil sie meinten, ihr Benjamin würde nicht genug gefördert – ein Ding der Unmöglichkeit, wenn man meistens allein auf fünfundzwanzig Kinder aufpassen muss. Bei der Rückfahrt rauchte ich alle Zigaretten, für die ich tagsüber keine Zeit gehabt hatte.

Dieses Leben, das ich führe (oder vor dem Unfall geführt habe), war das Ziel eines Plans, den ich mir im letzten Schuljahr zurechtgelegt hatte. Als Kindergärtnerin hätte ich einen krisensicheren Job, Kinderbetreuung brauchte es immer, außerdem war ich gut darin, auf Kinder aufzupassen, zumindest wenn es sich um eine Gruppe von maximal vier Kindern handelte. Für immer einen Job zu haben, klang wie Absicherung, klang wie ein guter Plan, an dem ich nichts würde ändern müssen. Ich hätte aus- gesorgt.

Jetzt wischte ich fünf Tage die Woche, frühmorgens bis nachmittags, aufgeweichte Backerbsen von Tischchen und schrie neben der Sandkiste, Nein, nicht in den Mund stecken! Ich trank pausenlos Kaffee und Energydrinks, denn Rauchen, selbst in den wenigen Pausen, ist am gesamten Gelände verboten, und irgendetwas brauchte ich, um durch den Tag zu kommen.

Nach einer Schicht in der Kleinkinderhölle sind meine Batterien leer und ich brauchte jemanden, der sie mir wieder vollmassierte. Für ein langwieriges Kennenlernen und Vertrauen-Fassen fehlte mir die Geduld. So kam ich irgendwann zum Online-Dating.

Die Dating-App, die für mehr als die Hälfte meiner täglichen Bildschirmzeit verantwortlich war, gab mir das Gefühl, mysteriös zu sein. Ich gab nur von mir preis, was ich auch wirklich herzeigen wollte, verschaffte mir Nähe auf Abstand. Ich suchte den Filter aus, durch den andere mich sehen sollten. Wenn ich jemanden traf, konnte ich die Weichzeichnung und die Wärme zumindest kurzfristig aufrechterhalten, und das reichte, um mein Bedürfnis

nach einer oberflächlichen, nicht weltbewegenden Interaktion mit Erwachsenen zu erfüllen.

So eine war ich also geworden, dachte ich mir manchmal und verdrängte den Gedanken gleich wieder, weil wozu? Ich schämte mich ein bisschen vor mir selbst und konnte doch nicht aus meiner Haut.

Männer, die mir in der App schrieben, waren oft angestellt bei Kunstuni oder Video Artist, ähnlich verloren wie ich. Mit denjenigen, mit denen man sich auch ein bisschen unterhalten konnte, traf ich mich. Danach wollten sie oft mit zu mir. Ich ließ sie in meinem Zimmer dünn gedrehte Zigaretten rauchen und ihr Sperma in meine Taschentücher reiben. Nachher streichelte ich über ihren Kopf – Krause, Wuschel, Glatze – und spürte für ein paar Minuten diese weiche Leere, die der Aufregung folgt. Manche wurden dann still, manche wanden sich sofort aus meiner Umarmung und sammelten das Kondom vom Boden auf, um es in ein Taschentuch zu wickeln und dann in ihre Hosentaschen zu stecken. Wie so eine wirke ich also – eine, die sich sowas aufhebt.

Frauen zu treffen war etwas schwieriger, zahlte sich aber mehr aus. Sie blieben länger und folgten mir in die Dusche. Sie komplementierten den Geruch meines Shampoos und borgten sich meine Cremes. Es war ein sanftes Miteinanderumgehen, heller Milchkaffee und wir erzählten uns von unserem Tag, Anekdoten unterbrochen von Nachfragen und Ausholen, denn, um zu verstehen, muss man Verbindungen knüpfen. Dann gingen sie, wie alle anderen, und man wollte sich wiedersehen, ganz sicher. Ich will mit dir in diese neue Ausstellung gehen.

Ich hielt das alles nicht geheim. Mein Privatleben (wobei, ab wie vielen Involvierten ist es nicht mehr privat?) sorgte in Gesprächen für Unterhaltung. Lachend erzählte ich meinen Freundinnen davon. Mit der Zeit verschwammen meine Gspusis miteinander. Ich konnte nicht mehr genau

sagen, worüber ich mich mit Deniz unterhalten hatte oder warum ich Astrid nicht mehr treffen wollte. Irgendwann fing ich an, auf meinem Handy eine Liste zu führen.

Nummer 4: Küsst meine Hände. Riecht leicht nach Babykotze.

Nummer 17: Bringt selbstgebackene Kekse mit (von ihrer Mutter). Ghostet mich nach einem Monat.

Nummer 28: Hat eine Panikattacke bevor er das Haus verlässt. Muss deshalb verschieben. Meldet sich nie wieder.

Nummer 49: Fragt, ob ich es manchmal mit meinem Mitbewohner tue. Ich frage, ob er Gras dabei hat, er will es mir verkaufen.

Nummer 106: Ist so nervös, dass er zwei Kondome zerreißt und mich dann fragt, ob ich eh die Pille nehme. Ich sage nein, er küsst mich auf die Stirn und geht.

◁Tut Ihnen das leid?

◁Was?

◁Dass nichts geworden ist aus Ihnen und ...

◁Und wem?

◁Ganz genau. Wäre es nicht schön gewesen, eine Beziehung zu Nummer 106 aufzubauen? Oder zu irgendjemandem?

◁Ich weiß nicht, ob der das gewollt hätte. Darüber haben wir nicht gesprochen.

◁Warum nicht, glauben Sie?

◁... man spricht beim ersten Date ja nicht darüber, was aus dieser Geschichte für eine Beziehung werden soll.

◁Sie sprechen nicht darüber, was Sie für Pläne haben?

◁Über was reden Sie denn bei ersten Dates?

◁Um mich geht es hier nicht, Karmen.

◁Man redet halt über irgendwas Unwichtiges. Serien. Reisen. Sowas. Man sieht sich selten noch einmal, wozu also kennenlernen.

◁Das klingt ganz so, als wären Sie an einer Beziehung intere...

‹Bin ich aber nicht!

‹Ich war noch nicht fertig.

‹Entschuldigung.

‹Das klingt, als wären Sie an einer Beziehung interessiert, die nach ein paar Stunden endet.

‹Ja.

‹...

‹...

‹...

‹Stimmt irgendwas daran nicht?

‹Die meisten Menschen wünschen sich eine langfristige Beziehung. Selbst Menschen mit einer narzisstischen Persönlichkeitsstörung. Wurde so eine jemals bei Ihnen diagnostiziert, Karmen?

‹Was für eine Psychologin sind Sie eigentlich?

‹Ich bin psychologische Gutachterin.

‹Und wie geht es meiner Psyche heute?

‹Ich hatte gehofft, das von Ihnen zu erfahren.

‹Sollten Sie nicht irgendwelche Tests haben, um das herauszufinden?

‹Sie machen es mir nicht gerade leicht, Karmen. Wir sprechen schon seit einer Stunde miteinander. Bis jetzt haben Sie mir erzählt, wie es Ihrem Mitbewohner geht. Sie haben mir erzählt, wie es der halben Stadt geht, nachdem diese Menschen mit Ihnen im Bett waren – oder eben nicht. Alles, was ich mir bis jetzt über Sie aufschreiben konnte, ist, dass Sie nicht reden wollen. Oder können. Ihnen wird vorgeworfen, einen Unfall verursacht zu haben, bei dem ein vierjähriges Kind gestorben ist, deshalb stehen Sie vor Gericht. Das halbe Land kann kaum stillsitzen, weil jeder eine andere Meinung dazu hat, was Sie getan haben oder auch nicht. Sie erhalten Drohbriefe, Hassnachrichten. Jetzt sitzen Sie hier, haben eine Chance, Klarheit zu schaffen, erzählen mir aber nur lauter Dinge, die rein

gar nichts mit dem Unfall oder mit ihrem psychischen Zustand zu tun haben. Verstehen Sie, ich habe noch zwei Termine mit Ihnen, dann muss ich diesen Bericht abgeben. Es wäre mir sehr geholfen, wenn Sie hier mitmachen würden. Könnten Sie mir also bitte endlich sagen, was wirklich passiert ist?